In zarter Frauenhand.

Von A. Träger.

Seine heimathlosen Lieder
Legt der flücht'ge Dichter nieder
Gern in zarte Frauenhand;
Bleibt auch er dem Kampf verkettet,
Ruht doch sanft und weich gebettet,
Was sein tiefstes Herz empfand.

Wenn durch seines Buches Seiten
Schlanke weiße Finger gleiten,
Knüpfen sie ein lustig Band;
Und er fühlt mit Trost und Segen
Auf sein müdes Haupt sich legen
Eine zarte Frauenhand.

Vom Taschentuch.

Unter dem „schneeigen Linnen", mit dem die sorgende Hausfrau Schränke und Kisten füllt, gibt es einen Gegenstand, der als „unentbehrlich" sicher nicht den letzten Platz einnimmt — das Taschentuch. Wenn wir sagen „unentbehrlich", so begegnen wir heute sicher nirgends Widerspruch. Trotzdem muß dieser wichtige Gebrauchsgegenstand ein Kind der Neuzeit geheißen werden. In Deutschland zum Beispiel datirt die allgemeine Verwendung des Taschentuches erst aus dem 16. Jahrhundert. Vordem kannte man die „Facilettlein" nur als Schau- und Prunkstücke, mit denen sich unter Anderem Verlobte zu beschenken pflegten. Was man aus den Ueberlieferungen der alten Schriftsteller über den Gebrauch eines in der Tasche getragenen Tuches liest, hat mit unserem heutigen Nastuch wenig gemein. Vor Allem waren die Tücher, deren man sich zur Kühlung, zum Abwischen des Schweißes bediente, durchaus nicht salonfähig.

Im Orient hieß der Besitz eines Taschentuches das Privilegium der Fürsten und hohen Würdenträger, die es im Gürtel trugen. Das Zuwerfen dieses Tuches symbolisirte eine große Gunstverweisung. Die öffentliche Anwendung des Taschentuches als unschicklich zu betrachten, diese Ansicht scheint sich bis in das Mittelalter hinein erstreckt zu haben. Als Toilettengegenstand scheint das Taschentuch zuerst in Italien betrachtet worden zu sein, und zwar seit den Zeiten der Hohenstaufen. Als König Friedrich der Zweite (1194—1256) auf Sizilien war, ließ er seinem Haushofmeister, seinem Gefolge und den Dienern seines Hofes je zwei „„Fazzoletti" aus Leinwand verabreichen. Ein Porträt Anna's von Bretagne, der Gemahlin Karl's des Achten (1470—1498) zeigt uns, daß das neue Toilettenstück sehr bald in Frankreich Werthschätzung gefunden hat. Der Luxus, der sich damals in Frankreich zu entfalten anfing, erstreckte sich natürlich auch sehr bald auf den neuen Gegenstand. Dazu kam die immer herrlichere Entfaltung der Spitzenindustrie, die der Ausstattung der Taschentücher riesigen Vorschub leistete. Auch die dünnste Leinwand ward als nicht zart genug verschmäht, um dem Musselin, dem Nesseltuch, Platz zu machen. Dieser indische Musselin war schon zu jener Zeit so fein gewebt, daß man ein Stück von 16 Metern in einer Schnupftabakdose geborgen haben soll. Derartige hauchdünne Taschentücher aus Musselin bestickte man dann in köstlichen Mustern und faßte sie mit Spitzen ein, die oft allein ein Vermögen repräsentirten. König Heinrich der Zweite, der einer Narbe am Halse wegen die „Fraises" benamsten Spitzenkragen einführte, verschaffte auch der Verwendung von Spitzentaschentüchern immer größere Ausdehnung. Sein Nachfolger, Heinrich der Dritte, war der Erste, der sein „Mouchoir" mit Parfüm beträufelte.

Der Luxus, der sich allmälig in Stoff und Ausstattung des Taschentuches breit gemacht hatte, ging, wie alle französischen Sitten und Unsitten, gar bald nach Deutschland hinüber. Die Verschwendung hinsichtlich eines so winzigen Toilettenstückes nahm derartigen Umfang an, daß man dazu überging, gesetzgeberisch dagegen einzuschreiten. Da sich jedoch die Allherrscherin „Frau Mode" nach niemals um Gesetze gekümmert hat, so wird sie damals auch Siegerin geblieben sein. Aus den parfümirten „Mouchoirs" des weibischen Königs Heinrich des Dritten entstanden die sogenannten „Venustücher", die auch rasch in Deutschland Eingang und rege Anwendung fanden. Diese „Mouchoirs de Venus" waren jedoch nicht allein ein Gegenstand des Luxus; sie rechneten vielmehr zu den Schönheitsmitteln, so zwar als sie mit allerhand duftenden Wassern durchtränkt, Nachts über das Gesicht gelegt wurden.

„Die Weiberzierung" — ein 1575 von Alessio herausgegebenes Büchlein — enthält das Recept zu diesem Schönheitswasser, „um Schnauztüchlein darin zu beizen oder zu tunken, die das Angesicht schön weiß und wohlgefärbt machen, so man es damit abwischt oder abstreicht. Und je oftmaler man das Gesicht damit abreibet, um so schöner es werden mag." Zumeist gar wundersamer Art waren die Zuthaten zu dem „Schönheitswasser": Alaun, Malvasier, Gummi u. s. w. wurden mit Quecksilbersublimat und Eiweiß, Eierklar, Terpentin, Essig und Ingwer gekocht und dann mit Myrrhen, Kampfer, fünfzig Schnecken, einer gerupften feisten Henne, Citronen, Pomeranzen und Zuckerkand vermischt. In diesen eigenthümlichen Extrakt wurden dann die Taschentücher getaucht. „Und so du solches zum siebenten Male gethan hast, sind sie richtiglich zubereitet und vortrefflich und köstlich für Königinen und andere Weiber." Die „Mouchoirs de Venus" hielten sich sehr auf dem Toilettentisch schöner Frauen; man nahm jedoch mit der Zeit etwas weniger Zuthaten.

Einer besonderen Vorliebe erfreuten sich Taschentücher mit einer Art Schnureinfassung, die an den vier Ecken herabhängende Quästchen aufwiesen. Zur Zeit der „Mühlensteinkragen", 1700, verbreitete sich der Spitzenbesatz ganz enorm, während unter Ludwig XV. farbige Seidentücher durch und durch mit Goldfäden verwirkt, das „„Moderne" bildeten. Einfachere Ansprüche jedoch begnügten sich bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts mit baumwollenen Taschentüchern, deren Ecken roth oder weiß bestickt waren. Später kamen Tücher mit aufgedruckten Abbildungen auf, die sich bei der ländlichen Bevölkerung großer Beliebtheit erfreuten und sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten haben. Die Porträts hochverehrter Personen abzubilden, wurde als „arger Mißgriff" baldigst wieder unterlassen.

Im Laufe der Jahre hat sich denn „Frau Mode" auch des Taschentuches bemächtigt und Farbe, Größe und Material ihren jeweiligen Launen unterstellt. Die officielle Einführung dankt das Taschentuch angeblich Josephinen, der ersten Kaiserin von Frankreich. Die Gemahlin des großen Napoleon hatte es verstanden, sich ihre Schönheit lange zu erhalten. Eines aber soll ihre äußere Anmuth beeinträchtigt haben — ein lückenhaftes Gebiß. Um diesen Fehler etwas zu verschleiern, soll sie stets mit einem kostbaren Spitzentuch in der Hand bei den großen Hoffesten erschienen sein, das sie wie absichtslos vor den Mund hielt. So wurde das ehedem ängstlich versteckte Nastuch hof- und salonfähig, und seit der Zeit datirt denn auch erst das charakteristische Leben und das selbstständige Dasein des Taschentuchs.

Palermo.

Von Alters her führt Palermo den Beinamen „La Felice" und dieser ist im Hinblick auf die Harmonie der Natur mit dem Menschenwerk wohl begründet. Eine weite Bai in schönem, ununterbrochenem Bogen, an ihren Gestaden die Stadt mit ihren weit hingestreckten Nachbarorten, hinter der Stadt die schwelgende Ueppigkeit der „Conca d'oro" und als Abschluß des Bildes das wohlgeformte Halbrund der vielgestaltigen Berge, das symmetrisch an den beiden Enden seinen Abschluß in den Zwillingsvorgebirgen des Monte Pellegrino und des Kap Zafforano findet — wahrlich eine glückliche Harmonie in Form und Farbe.

Trotzdem wäre „Palermo al monte Pellegrino" eine viel charakteristischere Bezeichnung. Denn abgesehen davon, daß bei den jetzigen Zeitläuften das einzige Glückliche an Palermo seine Lage ist, ist dieser Berg im eigentlichen Sinne das Wahrzeichen der Stadt, wie der Zuckerhut für Rio und der Tafelberg für Kapstadt. In geologischem Zusammenhang mit den die Stadt umgebenden Bergen, ist er doch, wie das Kap Zafforano, ganz von diesen durch

Hafen von Palermo.

die Ebene der grünen „Conca d'oro" abgetrennt. Gerade in seiner losgelösten Stellung beruht der große Reiz dieses einzigartigen Berges, auf dessen Schilderung Goethe in seiner italienischen Reise kurz verzichtet, indem er sagt: „Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben."

Der Pellegrino ist der Berg an sich, frei und selbstständig ragt er aus der Ebene heraus in stolzer, majestätischer Ruhe. Seine Wände steigen schroff, fast senkrecht empor, auf seinen massigen Schultern ruht schwer sein lastender Scheitel. Seine schönste Seite kehrt er der Stadt zu, in deren Gassen und Plätze er hineinblickt; sie und den Hafen schützt er gegen die Nordstürme; wenn er in Mittagsgluthen in rothgelben Farben leuchtet, ist er der Stadt ein glänzendes Fanal. Die ersten Strahlen der Sonne grüßen ihn zuerst, die letzten vergolden vor dem Scheiden seine Spitze, wenn die andern Berge schon ihr blau-schwarzes Schattengewand angelegt haben.

Unweit des Berggipfels hatte Rosalia di Sinibaldi, Nichte des Königs Wilhelm des Guten von Neapel, eine Felsenhöhle zu ihrer Wohnung erwählt, in der sie ein gottseliges Leben führte und um 1170 verstarb. Sie wurde heilig gesprochen, man baute eine Kapelle an die Grotte und legte einen Weg dahin an, der jedes Jahr am 4. September die frommen Pilger zur Verehrung hinaufführt.

Villa Igicia.

Drei Seiten des Pellegrino steigen aus der Ebene auf, die vierte aus dem Meer. Von der Stadt aus kann man nur eine schmale Front sehen, aber auf der Landseite zeigt er die wohl zehnmal breitere Flanke: senkrechte Wände, tief eingeschnittene, steile Thalfurchen, wild zerklüftetes Gestein, Höhlen und Geröllhalden in reichem Wechsel. Bald sind Flächen mit reicherer Vegetation bedeckt, bald tritt an schroffem Abbruch das gelbe Gestein zu Tage; hier ziehen sich Opuntienpflanzungen bis an die senkrechten Wände hin, dort hat sich ein kleines Pinienghölz eingenistet. Ebenso ist es auf der Meerseite, nur daß dort die Linien noch kühner, die Formen noch gewaltiger erscheinen. Der Abbruch der Wände in's Meer scheint sich erst gestern ereignet zu haben, kein Grün vermag an ihnen zu haften; cyklopische Felsblöcke liegen auf den Schutthalden und auf der wildzerfressenen Uferklippe. Das Zerstörungswerk des Oceans tritt uns hier mit grausiger Deutlichkeit vor Augen. In dem harten Tuff des Ufers nagt das feindliche Element mit nie rastendem Wirken, frißt Rinnen ein, wirft sich dann im Sturm auf das begonnene Werk und reißt so stückweise die Stützmauern des Berges ein, um ihn wohl im Laufe der Jahrtausende ganz in seinen Grund zu ziehen.

Eine unheimlich großartige Gegend ist diese Seeseite des Pellegrino mit ihren trotzigen Wartthürmen aus der Normannenzeit, die sich hier mit geringen Abständen entlang ziehen. An einem kleinen Hafen liegt das Dorf Maria Vergine und dort steht ein altes Kastell dicht am Meere.

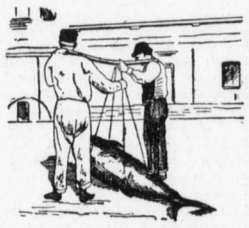
Ein anderes Bild zeigt die Woge im Rücken des Pellegrino, wo sie weich den weißen Sand bespült. Dort liegt das freundliche Dorf Mondello in der Hut von zwei Normannenwartthürmen.

Zwischen dem Berg und der Stadt liegen die königlichen Villen und die der Reichen. Die Facorita, ein Park aus der Bourbonenzeit, hat die schönsten Reit- und Fahrwege zwischen schattigen

Im Garibaldigarten.

Steineichenalleen und im Uebrigen eine prächtig uncultivirte Vegetation. Nur um das sonderbare Chinesenschlößlein Ferdinands IV. ist eine zopfige Gartenanlage aus der Zeit, wo der Mensch im Uebergefühl die Natur dadurch zu verschönern meinte, daß er sie unter dem Zwang seiner ideenarmen Flächen und Kurven beugte. Es muß eine Arbeit sein, als wenn man ein Zigeunerkind glattscheiteln wollte, diese treibende Natur zu bändigen, und doch sind die Cypressen zu Säulen geschnitten, die Buchsrabatten zu Schnörkeln frisirt, die Rosen an Drähten gezogen.

Die Gärten der Reichen sind das Schönste auf Sicilien. Man darf wohl sagen, daß außer dem Dom von Monreale und der Capella Palatina die Gärten das Einzige sind, was der Mensch hier geschaffen, was vollendet schön und unvergleichlich ist. Die formen- und farbenreiche Pflanzenwelt ist ein Denkmal aus alten Tagen, das sich aus den fernsten Zeiten unverändert herrlich erhalten hat. Die Architekturen der Griechen und Araber sind im



Fischer aus Mondello.

Verfall, die Rasseneigenthümlichkeiten der Abkommen dieser Völker sind fast verwischt, ihre Literaturen haben nie auf der Insel Wurzeln geschlagen, so schön sie sich auch hier entwickelt haben; sie blieben dem Volke fremd, wie es die Eroberer stets geblieben sind. Nur die Vegetation, die diese Völker hierher verpflanzt haben, hat sich erhalten, hat sich angepaßt und ist noch heute so lebensfrisch wie ehedem. Von den Griechen stammt der Papyrus, der fast in keinem Garten fehlt, von den Arabern wurden die Agaven, Palmen und Opuntien hergebracht, und so stehen wir in den Gärten im Anblick dieser Pflanzen noch lebenden Zeugen der Kulturarbeit von Völkern gegenüber, deren Wirken viele Jahrhunderte hinter uns liegt.

Ein merklicher Unterschied besteht zwischen den Gärten, die Sicilianern gehören, und denen der Fremden, besonders der Engländer. Diese sind gut angelegt, die Gewächse mit Rücksicht auf ihre Wirkung vertheilt und im Zaum gehalten, in jenen hat man sich mit der ersten Anlage begnügt und läßt sie sprossen und treiben, so daß es der ungezügelt schaffenden Natur ermöglicht ist, jene primitiv schönen Gruppirungen zu gestalten, deren Reiz der gewandteste Landschaftsgärtner nicht erreichen kann.

Inmitten dieser herrlichen Gärten und unter dem Schutz des Monte Pellegrino hat sich in neuester Zeit ein Unternehmen verwirklicht, das in der Großartigkeit seiner Anlage Bewunderung verdient. Es ist die von Florio, dem Sohne und Enkel jener um Palermos und Siciliens Wohl so hochverdienten Männer, geschaffene Villa Igicia, ein klimatischer Kurort, der ohne Zweifel zu den vornehmsten Einrichtungen dieser Art gehört und die Gunst der Lage in vollkommener Weise mit elegantester und höchst zweckmäßiger Ausführung verbindet.

Bauerkarren.

Die weitläufige, mit Anklängen an den in Sizilien so häufig angewendeten arabisch-normännischen Stil erbaute Villa Igicia liegt hoch über dem Meer und von ihren Fenstern und flachen Dächern, von den vielen Terrassen auf dem Abhang zum Meere genießt man einen großartigen Ausblick.

Das Völkerschlacht-Denkmal.

Am 18. October wurde der erste Spatenstich zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig gethan und jetzt ist in Gegenwart einer ansehnlichen Schaar geladener Ehrengäste und unzähliger Vereine und Körperschaften nicht nur Leipzigs, sondern aller deutschen Gaue die feierliche Grundsteinlegung erfolgt zu dem gewaltigen Bauwerk, dessen Aufführung nach den genialen Plänen des Architekten Prof. Bruno Schmitz, der sich bereits durch das herrliche Kyffhäuser-Denkmal einen ruhmvollen Namen geschaffen hat, vor sich gehen wird.

So wird denn, noch bevor der hundertste Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht anhebt, an der Stelle, wo vor 87 Jahren der gewaltige Imperator seinen Stern für immer erbleichen sah, das ragende Siegesmal sich erheben, das die Erinnerung wach halten soll an die für Vaterland und Freiheit

Das Denkmal.

begeisterten Kämpfer des Völkerfrühlings von 1813. Bis zu der Höhe von 90 Meter wird der gigantische Bau aufsteigen. Die abgestumpfte Pyramide des eigentlichen Monuments wird ein nach oben sich verjüngender, kuppelgeschlossener Rundbau krönen, den ein mächtiges Eisernes Kreuz überragt. Das die Freitreppen abschließende Relief auf der Vorderseite, Werke der Bildhauerkunst und der Malerei im Inneren des Baus sowie Glasmosaiken auf Goldgrund in den Kuppelgewölben werden von den Ruhmesthaten des Befreiungskampfes Kunde geben.

Von den Galerien in 60 und 80 Meter Höhe aber wird der Besucher dieser geweihten Stätte einen weiten Fernblick gewinnen in jene Gefilde, die die größte Entscheidungsschlacht der Neuzeit gesehen haben, denn hier erst, nicht auf den Schneefeldern Rußlands, ging die Vorherrschaft Frankreichs über Europa in Trümmer.

Ein Stätte der Themis.

Der neue Justizpalast am Alexanderplatz in Berlin, dessen Hauptheil vor Kurzem fertiggestellt und gleich bezogen wurde, ist einer der interessantesten Neubauten der Reichshauptstadt. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß das Schablonenhafte, welches derartigen Gebäuden vielfach anhaftet, hier mit großem Glück vermieden ist. Der gewaltige Bau zeigt trotz seiner mächtigen Dimensionen ungemein leich-

Der Justizpalast.

te, gefällige Formen und macht bei aller Vornehmheit einen freundlichen, fast heiteren Eindruck. Er hat drei Fronten, je eine nach der Neuen Friedrichstraße und der Stadtbahn zu, während die Hauptfront an der Grunerstraße liegt. Von der Straße „An der Stadtbahn" aus, und zwar etwas mehr nach dem Alexanderplatze zu, hat man den besten Ueberblick über das imposante Gebäude, das von anderen Stellen aus, der Umgebung wegen, nicht voll zur Geltung kommt.

— Widerspruch in der Wahrheit. „Herr Wirth," brüllte ein vom Gewitter überraschter Vergnügungszügler in die Thüre des kleinen Wirthshauses hinein, das er mit Mühe erreicht hatte, „schnell ein warmes Zimmer, ich bin gehörig naß!" — „Jawohl, mein Herr! Bitte, eine Treppe hoch!" — Gast (auf der Treppe): „Kellner, schnell ein großes Glas Grog, ich bin gehörig trocken!"

In Elberfeld-Barmen.

Durch das neue Rathhaus, dessen feierliche Einweihung dieser Tage stattfand, ist die mächtig aufblühende Stadt Elberfeld um eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bereichert. Auf einem an der Ostseite durch die Friedrichsstraße abgeschrägten Viereck von mehr als 3500 Quadratmeter Bodenfläche erhebt sich das stattliche Gebäude, ein Werk des Architekten Heinrich Reinhardt in Charlottenburg, im Mittelpunkt des großstädtischen Lebens, das an der neuen, die Hauptfacade des Rathhauses berührenden Kaiserstraße eine mächtige Verkehrsader gewonnen hat. Vor der Hauptfacade breitet sich der Neumarkt aus, für den vom Verschönerungsverein noch ein monumentaler Springbrunnen gestiftet worden ist, der demnächst zur Aufstellung gelangen wird.

Am 4. März 1895 wurde der erste Spatenstich zur Erbauung des neuen Rathhauses gethan. Durch eine glückliche Verbindung gothischer Formen mit solchen deutscher Frührenaissance

Rathhaus.

hat der Architekt dem Bauwerk eine imponirende Gesammtwirkung verliehen. Die Facaden sind mit Giebeln gekrönt. Die dem Neumarkt zugekehrte Hauptfront wird außerdem durch geschmackvolle, mit Ranken- und Laubornament umkleidete Fenstereintheilungen belebt. Ferner sollen hier auf vorspringenden Postamenten die Standbilder Kaiser Wilhelms II., König Friedrich Wilhelms III., Kaiser Friedrichs I., der Hof und Burg Elberfeld 1176 den Grafen von Berg verlieh, und des Grafen Johann III. von Berg, der in der Geschichte der Stadt eine hervorragende Rolle spielt, Aufstellung finden. Ueber dem Hauptportal erhebt sich ein mit einem schlanken, reichverzierten Helm bedeckter 79,5 Meter hoher Thurm. Die Ausschmückung des Inneren entspricht der Mannigfaltigkeit der Räume und deren verschiedenartigen Zwecken. Die Baukosten belaufen sich auf 1½ Mill. Mark.

Mit berechtigtem Stolze dürfen die Bürger von Barmen auf ihre neue Ruhmeshalle blicken, deren Entwurf von dem Direktor der königl. Baugewerkschule Barmen-Elberfeld, Erdmann Hartig, ausgearbeitet wurde. Der monumentalen Bedeutung entsprechend, ist das Bauwerk, das Erinnerungszeichen einer ruhmvollen Ver-

Ruhmeshalle.

gangenheit und namentlich der siebziger Kriegsjahre, in edler, gediegener Einfachheit, in den Hauptformen an die italienische Renaissance sich anlehnend, ausgeführt, doch ist auch dem berechtigten Verlangen nach festlichem Schmuck in geeigneter Weise Rechnung getragen. Als wirkungsvolle Zierde des Haupteingangs und der ganzen Front erhebt sich ein Porticus mit vier frei behandelten ionischen Säulen, zu denen eine 20 Meter breite Freitreppenanlage hinaufführt. Die beiden Ecken des Mittelbaues, der die eigentliche Ruhmeshalle und deren Vorhalle enthält, tragen das reichgeschmückte deutsche und preußische Wappen, über denen zwei Adler mächtig emporstreben. Die Ruhmeshalle selbst mit den Marmorstandbildern der beiden ersten Kaiser ist durch die bis zu einer Höhe von 37 Meter sich erhebende, das Ganze mächtig beherrschende Kuppel mit der Kaiserkrone ganz besonders ausgezeichnet und als Haupttheil des Gebäudes von dem Erbauer in glücklichster Weise hervorgehoben. Einen interessanten und originellen Schmuck bilden die phantasievollen Verzierungen an den Ecken des Bauwerks. Hartig hat hier durch charakteristische Köpfe mit entsprechenden reichen Gehängen auf die wichtigsten Berufsarten der Rheinprovinz hingewiesen.

Gemüthlich.

„Der Wein da ist doch zu schlecht; den können wir unseren Gästen nicht vorsetzen, sonst reden sie gleich darüber!"

„Na, da sei doch froh, dann haben sie ja auch zugleich Stoff zur Unterhaltung!"

Großartige Wirkung eines Kinderkraftpulvers.

Wohlmeinend.

„Wenn S' gestatten, gnä' Freilein, werd' ich 's „Frei"-Schild droben lassen — am End' nutzt's doch a' bisl was!"

Er kennt sich.

Veiteles: „Mei' Geld kriegt er nit!"

Wink.

Fräulein (zu ihrem schüchternen Verehrer): „Sagen Sie, Herr Adolf, gibt's eigentlich bloß in den Romanen Küsse?"

Dummpfiffig.

Pfarrer: „Thu's, Huberbäu'rin und spend' der armen Böin a kloanes Almosen, — du baust dir damit viel Stufen in Himmel!"

Huberbäuerin: „O mein, Hochwürden — Sie glauben gar net, wie hart i mi Stiegen steig'!"

Der schüchterne Verehrer.

Junger Mann (zur Tochter des Pfandleihers): „„Ach, Fräulein Hulda, jetzt hab' ich schon zum siebenten Mal meine Uhr bei Ihnen versetzt .... merken Sie denn noch immer nichts?"

Erklärung.

Bäuerin (in der Kunstausstellung): „Weißt, Alter, alles versteh' i an dem Bild net."

Bauer: „Ja, schau', was du davon net verstehst, dös is halt die Richtung."

Dilemma.

Schreiber: „Jetzt weiß ich nicht, soll ich mir heuer einen Winterrock kaufen oder einen schnelleren Gang angewöhnen?"

Gut gegeben.

Componist: „Nun was sagst Du zu meiner Operette? Bin ich ein Künstler?"

B.: „Gewiß, ein Gedächtnißkünstler!"

— Erklärt. „Ihr Mann bleibt aber lange fort, zum Briefkasten ist's wohl sehr weit!" — „Ach nee! Aber der Kasten ist neben dem Eingang zur Münchner Bierhalle."

— Verdächtiger Braten. Gast (der dem Hund des Wirthes ein Stück von seinem Hasenbraten geben will): „Sehen Sie mal, der Racker nimmt's nicht!" Wirth: „Ja, das Viehzeug hat sich auch früher schon nicht vertrauen können!"